

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1917)
Heft: 5

Artikel: Brief an eine deutsche Frau
Autor: D.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sorgung. An der Propaganda für den 12 Uhr-Wirtschaftsschluss hat sie sich lebhaft beteiligt, und eine grosse Zahl von Frauenvereinen hat sich ihr dabei angeschlossen. Im Anschluss an eine von der Obst- und Weinbaugenossenschaft Wädenswil veranstalteten Konferenz für Haushaltslehrerinnen half sie mit bei der Verbreitung einer Flugschrift über Obst- und Gemüseverwertung, und im Verein mit der Haushaltungsschule des Gemeinn. Frauenvereins stellte sie selbst eine kleine Sammlung zeitgemässer Kochrezepte zusammen, von denen bereits gegen 50,000 Exemplare verkauft worden sind.

Immer mehr treten die hauswirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund unserer Interessen, und um darin den Standpunkt der Frauen, sowohl den Behörden als der Öffentlichkeit gegenüber, besser vertreten zu können, hat der Vorstand der Z. F. kürzlich eine eigene hauswirtschaftliche Kommission ernannt, die sich nun in erster Linie mit der Errichtung von hauswirtschaftlichen Auskunftsstellen befasst.

Über die Kurse und Vorträge, welche im Laufe des Jahres abgehalten wurden, ist mitzuteilen, dass der Gemüsebaukurs des Sommers 1916 mit allerlei Schwierigkeiten, nicht zum mindesten mit der Ungunst der Witterung, zu kämpfen hatte und mit einem kleinen Defizit abschloss. Trotzdem haben wir auch dieses Jahr wieder einen Kurs eingerichtet, der unter der bewährten Leitung von Frl. Gabathuler steht. Wir hoffen, durch denselben, wenn auch nur in bescheidenstem Mass, mitzuhelfen an den so sehr wichtigen Bestrebungen zur Hebung der Lebensmittelproduktion.

Im Herbst veranstalteten wir eine kleine Ausstellung und einen Kurs zur Anfertigung einfacher Spielwaren, wobei uns Kindergärtnerinnen, Pfadfinderinnen und eine ganze Anzahl freiwilliger Helferinnen grosse Dienste leisteten. Ausstellung und Kurs waren sehr gut besucht, und es war eine wahre Freude zu sehen, mit welchem Eifer die hübschen und soliden Sachen aus sozusagen wertlosem Material von Vätern, Müttern und Geschwistern zur Weihnachtsfreude für ihre Kleinen hergestellt wurden.

Einem Wunsch der Union für Frauenbestrebungen entsprechend, arrangierten wir Ende 1916 drei Vortragsabende, an denen unsere zürcherischen Dichterinnen Nanny von Escher, Clara Forrer und Maria Waser vor einem überaus zahlreich erschienenen Publikum eigene Werke vortrugen. — Auf ganz anderem Gebiete lagen die zwei Vorträge nach Neujahr. Frl. Keller aus Basel führte uns im ersten ein in die Arbeit unter den jungen Fabrikarbeiterinnen, wie sie der Basler Frauenverein in den sogenannten Arbeiterinnenkränzchen pflegt, und es war wohl für manche der Zuhörer neu und interessant bei diesem Anlass zu hören, dass auch in Zürich-Aussersihl ähnliche Bestrebungen schon bestehen und zum Teil noch geplant sind. Der zweite Vortrag wurde von Frl. Locher aus Burgdorf gehalten und gab einen Einblick in die Arbeit unter den jungen Mädchen der höheren Lehranstalten, wie sie die Bachtalerbewegung anstrebt.

Eine letzte Vortragsserie wurde endlich für Frauen und Töchter des Arbeiterstandes abgehalten. Frau Dr. von Wartburg hatte sich in freundlicher Weise dafür zur Verfügung gestellt und sprach an fünf Abenden über Entstehung, Verhütung und Heilung von Frauenkrankheiten. Die Vorträge wurden regelmässig besucht und die Fragen, die im Anschluss an dieselben von den Frauen gestellt wurden, zeugten davon, dass den Ausführungen der Vortragenden mit Interesse gefolgt wurde.

Wir sind am Schlusse unseres Berichtes angelangt. Was wir vor einem Jahr angestrebt haben, ist zur Ausführung gekommen: Sekretariat, Verkaufsstelle und Theestube stehen in vollem Betriebe, auch anderen gemeinnützigen Bestrebungen schenken wir unsere lebhafteste Aufmerksamkeit; wir sind uns aber wohl bewusst, dass wir mit unsern Unternehmungen noch

ganz in den Anfängen stecken, dass diesen Anfängen viele Mängel anhaften und es der fortdauernden, angestrengten Arbeit aller bedarf, wenn wir sie zu gedeihlicher Entwicklung bringen sollen. Auch stehen vor uns noch eine Menge von Aufgaben, die der Inangriffnahme harren, wir bedürfen auch dafür der Mithilfe mannigfachster Art durch unsere Vereine, Mitglieder und weitere Kreise. Mehr und mehr möchten wir unsere Mitglieder heranziehen zu lebhafterer Anteilnahme an unserer Arbeit. Wir wären sehr dankbar, wenn sich recht viele zu freiwilliger Hilfe melden würden, damit wir, wenn neue Anforderungen an uns gestellt werden, nicht mangels an Arbeitskräften denselben nicht entsprechen können. Auch für jeden Rat und jede Anregung sind wir dankbar und wissen es ganz besonders zu schätzen, wenn neben der Anerkennung, die uns zu Teil wird, auch je und je offene Kritik einsetzt. Wir werden dieselbe in jedem Falle prüfen und uns zu Nutze zu ziehen suchen. — Zum Schlusse möchten wir gerne noch allen, die sich in irgend einer Weise am Zustandekommen der Z. F. und ihrer Unternehmungen verdient gemacht haben, herzlich für ihre Mithilfe danken und sie bitten, uns auch weiter tatkräftig zu unterstützen.

Brief an eine deutsche Frau.

... Im Geiste habe ich wieder und wieder an Dich geschrieben und suche Wege, die mich zu Dir führen könnten. Ich habe in diesen Jahren mich innerlich von vielen einst lieben Menschen trennen müssen, — oft mit Schmerz, — aber Dir kann und mag ich noch nicht Lebewohl sagen, weil ich glaube, dass Du doch hinter allem, was ich Dir schreibe, den Geist spürst, der mich dazu treibt. Und Du bist mir ja nicht nur eine liebe Freundin, Du bist mir, — mehr als das bei Vielen der Fall ist, — ein Teil des lieben deutschen Volkes. Und an dies Volk müssen wir hier immerfort denken; wie könnte es auch anders sein!

Wenn ich nicht wüsste, dass ich zu meinen hiesigen Aufgaben nicht würde zurück kehren können, — dann käme ich nun zu Euch. Ich möchte nun mit leiden und tragen, und vor allem möchte ich Euch Allen viel, viel sagen können, was Ihr in Eurer Abgeschlossenheit nicht hören könnt. Wenn Ihr doch recht vernehmen wolltet, was die ganze Welt Euch zuruft! Wenn Ihr glauben wolltet, dass das nicht nur Stimmen der Feindschaft und des Missverstehens sind, wie Ihr annehmt, sondern Mahnungen aus Freundesherzen! Mahnungen an das deutsche Volk von den vielen Menschen hier und anderswo, die eine warme Liebe haben für das Grosse und Edle in ihm, und denen es ein tiefer Schmerz ist, sehen zu müssen, was ihm helfen könnte, und doch nicht zu ihm gelangen zu können.

Das Volk könnte den Frieden haben, es müsste für die Zukunft nicht so vereinzelt und von allen bekämpft dastehen; die ganze furchtbare Zeit könnte ihm und der Menschheit zum Segen werden. Wenn nur einmal laut und mächtig aus dem deutschen Volke heraus der Ruf erschallen wollte: „es ist nun genug mit dieser Art der Politik! Wir wollen nun einmal nicht nur von Macht und Waffensieg sprechen, sondern von Vertrauen und Achtung. Wir wollen für uns eine wahre Freiheit und wollen sie Anderen gewähren. Wir haben mit Schuld; die ganzen Grundlagen unseres Volkslebens, unserer Politik nach innen und nach aussen sind schuld und müssen anders werden. Und nicht nur mit Worten, sondern mit Taten“.

Es ist alles reif dafür. In der ganzen Welt wartet man auf einen solchen Ruf aus Eurer Mitte. Und wenn es bei manchen von denen, die Euch dazu auffordern, auch Phrase sei, — wenn Ihr Deutsche nur damit Ernst machtet, so könntet Ihr sie beim Worte nehmen, so wäret Ihr dann wahrhaft gross. Denn nicht wahr, im Einzelleben ist Vertrauen, Güte und Ehrlichkeit auch immer ein Wagnis; man gerät damit oft an Menschen, die es nicht verdienen, die nur mit Hohn und

Falschheit darauf antworten. Aber trotzdem halten wir absolut daran fest, dass Vertrauen, Güte und Wahrheit die Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens sind, und wir dürfen es immer wieder erfahren, dass, wenn es nur bei uns wirklich rein und echt vorhanden ist, wir auch bei Enttäuschungen nicht Niederlage, sondern Sieg, nicht Rückschritt, sondern inneres Weiterkommen, nicht Unglück, sondern grosses Glück erleben. Ist es denkbar, dass dies Gesetz zwischen Völkern nicht ebenso gilt? Die Völker, die jetzt ganz Ernst damit machen würden, die hätten den Sieg, die wären gross und sie wären geborgen, denn sie hätten die mächtigste Grossmacht, das Gute, zum Verbündeten. Daran aber mögen wir noch immer nicht recht glauben. Lieber haben wir Glauben an Diplomatie oder Unterseebote, als an das einfach Menschlich-Gute! Und die Völker in ihrer Mehrzahl werden noch geführt von Menschen, die diesen Glauben nicht haben. — Empfindet Ihr es denn nicht auch, dass dieser Geist den bisherigen deutschen Äusserungen, auch dem Friedensangebot, gefehlt hat?

Liebe Freundin, wenn Ihr nur fühlen könntet, wie wir hier an Deutschland denken, mit ihm leiden, für es hoffen. Das Grosse und Herrliche, was es leistet, was Ihr Alle tut, es sollte doch schliesslich für die Menschheit getan sein; das muss doch sein tiefster Sinn sein? Denn da kennen wir keine Gegensätze: es gibt für Deutschland auch nur das Heil, welches das Heil der Menschheit ist, und wir müssen und dürfen glauben, dass wir jedes einzelne Land am besten lieben, wenn wir der Menschheit dienen.

So darf ich Dich und Deine Volksgenossen grüssen!

D. S.

Soziale Hilfsarbeit.

Diskussionsreferat für eine Versammlung junger Mädchen in Sempach.
Von Maria Fierz.

Liebe Zuhörerinnen!

Wir stehen auf geweihtem Boden. Sie haben es heute gehört: Sempach bedeutet für den Bund der 8 alten Orte die Bluttaufe, die Bestätigung dessen, was die ersten Schweizer sich einst geschworen und wofür Schiller das Wort geprägt hat: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern. — Wir wissen, dass dieses Gelöbnis die Grundlage unserer Eidgenossenschaft geblieben ist — einig, waren wir von jeher unbesiegbar, aber immer, wenn einer sich gegen oder über den andern erhob, der Städter gegen den Bauern, der Katholik gegen den Protestant, der Aristokrat gegen den Bürger, dann drohte die Korruption nach innen, der Verfall nach aussen. Heute schlummern diese alten Gegensätze, zum Teil sind sie überwunden, aber ein neuer ist aufgewacht, seiner Dimensionen wegen bedrohlicher als alle vorausgegangenen: es ist die Kluft zwischen Kapitalist und Arbeiter, oder, weiter gefasst, zwischen Besitzendem und Besitzlosem. Es gärt im Volke, wie nie zuvor, und wenn auch an der Oberfläche nicht eben viel von dieser Gärung wahrzunehmen ist, und wenn auch ganz wenig davon bis zu Ihren Ohren gedrungen sein wird: es ist meine feste Überzeugung, dass wir schweren Kämpfen entgegengehen. Werden wir dann den Weg zum Frieden finden, der uns jetzt für die kriegführenden Völker — wenn nicht einfach, doch auch keineswegs unmöglich erscheint, und den sie doch nicht gehen wollen, vielleicht jetzt auch nicht mehr gehen können — den Weg der Gerechtigkeit, der jedem die freie Entwicklung sichert und — auch unter Opfern — ihm zu geben sucht, was ihm gebührt? Werden wir diesen Weg finden — wollen wir ihn finden? Oder wird es uns nicht gehen, wie den Kriegführenden, die sich gegenseitig aufreiben, weil sie alles als ungeheure Anmassung betrachten, was die Gegenpartei erwartet, und die glauben, all diese Forderungen mit Gewalt unterdrücken zu können?

Nun fragen Sie vielleicht: Gibt es denn wirklich berechtigende Forderungen der Arbeiter, und wenn dem so ist, wie können wir, die jungen Mädchen, irgend etwas zu ihrer Erfüllung tun?

Ich muss zur Beantwortung dieser Frage etwas weiter ausholen, wenn ich auch keineswegs gedenke, innerhalb einer Viertelstunde die ganze soziale Frage vor Ihnen aufzurollen. Gestatten Sie mir, dass ich Sie vorerst von der Zukunft der Gesamtheit zu einem kleinen Erlebnis der Vergangenheit führe. Ich kannte einst ein junges Mädchen, das, was man so nennt, herrlich und in Freuden lebte. Es hatte tatsächlich nichts zu tun, weil alles ringsum viel besser von andern getan wurde, und weil niemand seine Hilfe brauchte oder wünschte. Die Besorgung des Haushalts, der Küche, des Gartens, der Kleider — bis zum Flickern der kleinsten Toilettengegenstände — alles lag in den besten Händen; das einzige, was von dem Mädchen verlangt wurde, war, dass es seine Jugend geniessen sollte. Und eben dieses war ihm unmöglich, weil das Gefühl seiner vollendeten Nutzlosigkeit wie ein Bleigewicht auf ihm lag. All die Menschen ringsum hatten etwas zu tun, waren für etwas da, ihr Wert brauchte ihnen nicht fraglich zu sein. War es wirklich die göttliche Ordnung, dass die Menge arbeitete und die Wenigen die Frucht dieser Arbeit genossen? War dies etwa die Meinung des schweizerischen Wahlspruchs: „Einer für alle, alle für einen“?

Während diese arbeitenden Menschen beneidenswert genannt werden konnten, habe ich später andere kennen gelernt, bei denen hiezu weniger Grund vorhanden war. Auch sie arbeiteten, immer fort, immer fort, bis die Kraft versagte, manche an eine Maschine geschmiedet, mit kärglichen Freistunden, beinahe selbst zur Maschine werdend. Sie hausten in engen, dumpfen Wohnungen, zu drei, zu fünf, zu sieben in einem Zimmer, oft unterernährt, selbst kränklich, kränkliche Kinder mangelhaft erziehend, fast alles entbehrend, was uns fördert: Naturgenuss, Kunst und Wissenschaft, Lektüre und Reisen, Verkehr mit gebildeten Menschen, Freiheit und Selbstbestimmungsrecht. — Und einige sah ich am Wege liegen bleiben, körperlich entkräftet oder schlimmer noch — seelisch stumpf geworden und erloschen. Doch auch auf der andern Seite, auf der Höhe der Gesellschaft, sah ich nicht selten Menschen seelisch verkümmern, nicht weil sie zu wenig, sondern weil sie zu viel besaßen. Keine Notwendigkeit zwang sie zu ernstlicher Arbeit, und sie hatten nicht die Kraft, die Verhältnisse zu überwinden, die sie dazu zu bestimmen schienen, prächtige Kräfte des Lebens an kleine Äusserlichkeiten und Lächerlichkeiten zu vergeuden.

Wenn uns solches einmal zum tiefen Erlebnis geworden ist, werden wir die Frage nicht wieder los: Was können wir denn tun, dass es anders werde? Und auf diese Frage möchte ich noch versuchen, eine Antwort zu geben. Nur erwarten Sie keine fertigen Erklärungen; erwarten Sie nicht, dass ich Ihnen sage: Diese schwersten Probleme, entstanden durch eine Verkettung von Schuld und Schicksal, können durch folgende technische Massnahmen gelöst werden. Aber was Sie tun können, ist durch persönliches Opfer, durch ehrliche Arbeit, Stein um Stein herzutragen zum Aufbau einer besseren Gesellschaft, einer würdigeren, um nicht zu sagen christlicheren Form des menschlichen Zusammenlebens.

Dazu müssen wir vor allem einmal aus unserer Isolierung heraustreten und Fühlung suchen mit unseren Volksgenossen, die einem andern Stande angehören, und dies können wir am besten, indem wir versuchen, ihnen nützlich zu sein. Wir wollen dazu alles mitbringen, was wir mehr besitzen als sie: Unsere bessere Erziehung und Bildung, all unsere besonderen Gaben und Kenntnisse. Aber wir wollen alles zu Hause lassen, was uns von den andern trennt: Allen Standesdünkel, alles Unnatürliche und Gemachte, allen Schein der Überlegenheit.